

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Deutsch-Südwest im Weltkrieg

Suchier, Walther

Berlin, 1918

Auftakt

urn:nbn:de:bsz:31-39997

Auftakt.

Südwest schlief seinen Winterschlaf. — Nichts störte das impertinente Blaugrau des ewig wolkenlosen Himmels, nichts die Stille der kalten, sternensklaren Nächte, nichts die „afrikanische Ruhe“ der Bevölkerung.

Anfang Juli sicherten die ersten Nachrichten über den Mord in Serajewo nach Südwestafrika durch. Mitte Juli hatten sie sogar den Weg zu unserem etwas weltfernen Bezirkshauptstädtchen gefunden, das im Nordwesten des Schutzgebietes frei von Bahn- und Telegraphenverbindung sein Dasein verträumte. Man nahm Kenntnis, man nahm Anteil — aber man ließ sich nicht weiter aufregen. Um einen richtigen Südwestafrikaner aus seiner Ruhe zu bringen, muß es schon schlimmer kommen. — Und es kam! — Die Lage zwischen Osterreich und Serbien spitzte sich zu, die Vierbankpolitiker bekamen Arbeit und nahmen den Mund voll. — Wenn schon! Was sollte denn auch aus alledem entstehen? Schlimmstenfalls eine Züchtigung der Hammeldiebe durch Osterreich. Konnte ihnen nur bekömmlich sein! Aber sonst? — Nein!! Keiner der Neunmalweisen war klug genug, kein Flaumacher hätte zu behaupten gewagt, es könne daraus ein Krieg entstehen, ein Krieg gegen Deutschland — der Weltkrieg! — Aber wenige Tage später war das Unfaßliche dennoch zur Tatsache geworden und riß uns mit in den bodenlosen Strudel.

Die drahtlose Berichterstattung arbeitete ausgezeichnet: Nauen—Kamina(Togo)—Windhof. In atemloser Spannung verfolgte das Land die sich überstürzenden Ereignisse der ersten Augusttage. Mit der größten Überwindung raffte man sich dazu auf, das unumgänglich Notwendige seiner Berufspflichten zu erledigen; es war so bedeutungslos, alles so grenzenlos klein und gleichgültig gegenüber dem einen, dem unfasslich großen Etwas, das sich weit, weit von uns über dem deutschen Vaterland zusammenbraute — dem Weltkrieg!! Unsere Niedergeschlagenheit wuchs mit jedem Tage. Niemand, der es nicht mitgeföhlt hat, kann uns das lähmende, das alles erdrückende Bewußtsein nachempfinden: Deutschland kämpft um Sein oder Nichtsein — und wir?? Wir sitzen in Afrika, da wo es am weitesten weg ist, ausgesetzt, abgeschlossen von der ganzen Welt, ohne die leiseste Möglichkeit, heimzukommen — und sind nicht dabei! In Europa rollt ein Stück Geschichte ab, das gewaltigste, das je die Welt gesehen! Und wir? Ja, wir waren auch dabei — als die Telegramme nach Afrika kamen; o ja! In welche Ecke sollen wir uns verkriechen, wenn wir demaleinst nach Hause kommen?

Aber auch wir kamen an die Reihe. Am 4. August noch hieß es: „Deutschland Heer und Flotte mobil, Schutzgebiet nicht mobil!“ Am 6. August wurde der Kriegszustand für das Schutzgebiet erklärt, am 7. August die allgemeine Mobilmachung angeordnet; der 8. August war der erste Mobilmachungstag.

Schon diese Mobilmachung stellte sowohl das Schutztruppenkommando wie das Gouvernement vor ganz ungewöhnliche Aufgaben und brachte außerordent-

lich große Anforderungen mit sich, die in der Natur des Landes begründet sind.

Südwest, das heiße, sandige, wasserarme Südwest ist einweidrittelpmal so groß als das Deutsche Reich, hatte zu Kriegsbeginn eine recht spärliche Anzahl von Telephon- und Telegraphenleitungen, ein regelloses Netz sogenannter Pads, deren kaum eine als brauchbare Heerstraße bezeichnet werden kann und 3 (sprich drei!) Bahnstrecken: Lüderiksbucht—Ketmanshoop, Kalkfontein—Karibib und Swakopmund—Grootfontein (bzw. Tsumeb); die ersten beiden in Kapspurweite, die dritte in 60 Zentimeter Schmalspur. Eine vierte Strecke, die sogenannte „alte Staatsbahn“ Swakopmund—Karibib erwähne ich der Vollständigkeit halber, wiewohl sie heute als brauchbares Transportmittel kaum noch in Frage kommt und höchstens einen gewissen Liebhaberwert beanspruchen kann.

In den zentral gelegenen Bezirken, wie Windhuk, Okahandja, Karibib, wo die Besiedelung ziemlich dicht und auf verhältnismäßig engem Raum vereinigt ist, ging es noch einigermaßen. Um so größer gestalteten sich die Schwierigkeiten in den Randbezirken. Outjo z. B., das in seiner Flächenausdehnung dem Königreich Bayern gleichkommt und rund 70 besiedelte Farmen aufweist, hatte zu Beginn des Krieges weder Bahn- noch irgendwelche Telegraphenverbindung. Durch die nächstgelegene Bahnstation Otjiwarongo, die etwa 75 km entfernt ist, wurde mittels einer häufig gestörten Telephonleitung der Verkehr mit der zivilisierten Welt aufrechterhalten. Der größte Teil der Farmen liegt allerdings in der „Nähe“ des Hauptstädtchens, d. h. auf einem Umkreis von etwa 120 km Radius; die entlegenste Farm war

380 km entfernt. Unter diesen Umständen mußte die Mobilmachung des Bezirkes vollständig von berittenen Boten (vorwiegend Sergeanten der Landespolizei) durchgeführt werden und stellte eine außerordentliche Arbeitsleistung dar.

Mancher Einsiedler im Busch war nicht schlecht erstaunt, als er erfuhr, was die Glocke geschlagen hatte; manch einer war geneigt, an einen schlechten Scherz zu glauben, bis er die Tatsachen schwarz auf weiß vor Augen hatte. — Und dann kamen sie; einzeln oder in kleinen Trupps, zu Fuß und zu Pferd, im Ochsenwagen oder auf der Maultierkarre — weite, weite Strecken. Oberleutnant Lösch vom Feldvermessungstrupp, der bei Ausbruch des Krieges in der Nordwestecke des Schutzgebietes, etwa 400 km von Dutjo entfernt, mit Vermessungsarbeiten beschäftigt, in den Bergen saß, legte mit seiner kleinen Abteilung diese Strecke in dreidreiviertel Tagen zurück — eine der ungewöhnlichsten Leistungen, die wohl jemals auf Reittieren bewältigt worden ist.

Bei der Einstellung der Mannschaften mußte ziemlich rigoros verfahren werden. Chronische Malaria, Herzerweiterungen mäßigen Grades u. a. m. konnten nicht mehr als Gründe angenommen werden, die von der Einstellung bei der Truppe ausschlossen. Sonst wäre bei der großen Verbreitung solcher Krankheitszustände im Schutzgebiet die Zahl unserer wehrfähigen Männer außerordentlich zusammengeschnitten. Im ganzen Bezirk Dutjo blieb kaum ein Duzend Männer zurück, die unter sich einen regelmäßigen Wachdienst einrichteten, von Farm zu Farm ritten, um den zurückgebliebenen Frauen zur Hand zu gehen, die Eingeborenen im Zaum und das Vieh zusammenzuhalten. — So brachten wir an Offi-

zieren und Mannschaften des Beurlaubtenstandes rund 3600 Mann auf die Beine.

Trotz aller Schwierigkeiten war die Mobilmachung im ganzen Lande in der kurzen Zeit von 20 Tagen beendet. „Große Tage“, wie sie sich jedem, der die Volkserhebung in der Heimat miterleben durfte, unauslöschlich eingeprägt haben, große Tage waren es drüben nicht! Es gab keine jubelnde Bevölkerung, keine Blumen, keine Liebesgaben, keine Musik; es ging verdammt prosaisch zu bei uns. Und man wurde den bohrenden Gedanken nicht los: „Wie mag es jetzt in der Heimat aussehen? Warum darfst du dort nicht dabei sein — warum?“

Trotz alledem war die Stimmung im Lande voll freudiger Zuversicht. Aber wer sich eingebildet hatte, es ginge jetzt mit dem Säbel in der Faust frisch-fröhlich ran an den Feind, der sah sich einstweilen schwer enttäuscht. An welchen Feind eigentlich? Noch hatte sich keiner mit offenem Visier gestellt. Selbst der englische Hafen Walfischbai schien noch nicht recht zu wissen, was nun werden sollte, setzte die Unionsflagge und versuchte damit einstweilen den Unbeteiligten zu markieren. Die aktive Schutztruppe, die glücklicherweise bei Kriegsausbruch im Manöver fast vollzählig versammelt war, wurde bei Windhuk zusammengezogen und — wie es hieß — langsam in südlicher Richtung in Marsch gesetzt. Dann hörte man vorerst nichts mehr von ihr.

Man erfuhr in den nächsten Wochen eigentlich überhaupt nichts. Die stürmische Erregung der ersten Tage war verebbt, die Mobilmachung im Gange; man erwartete stündlich irgendwelche Marmnachrichten oder große Ereignisse, aber es geschah nichts dergleichen. Eine unheimliche Stille lagerte über dem ganzen Schutzgebiet,

die nur unterbrochen wurde von den täglich eintreffenden Siegesnachrichten aus der Heimat, welche mit unbeschreiblichem Jubel aufgenommen wurden. Eine drückende Gewitterschwüle lastete auf dem ganzen Land, das sich langsam und schwerfällig reckte und aufstand, um unser bis dahin mühselig erkämpftes Deutschtum an der fernen Südwestküste Afrikas zu schützen gegen räuberischen Überfall. — Woher würde der Ansturm hereinbrechen? Noch blieb alles ruhig!

In aller Stille traf Gouverneur Dr. Seitz seine Vorbereitungen: Der Stamm der Bondels-Hottentotten, dessen Haltung im Ernstfalle immerhin zweifelhaft sein und — falls es im Süden losging — recht unliebsame Störungen für die Operationen der Schutztruppe auslösen konnte, wurde mit Weib und Kind verpact, ohne alles Aufsehen restlos nach dem Norden abgeschoben und einstweilen bei Djiwarongo angesiedelt. Der Bahnbau Djiwarongo—Dutjo, der längst geplant und abgesteckt war, wurde mit Hochdruck in Angriff genommen.

Die Ernährungsfrage, die auch für das Schutzgebiet sehr ernst war, wurde vom Gouvernement und Kommando der Schutztruppe gemeinsam in die Hand genommen, und es wurden umfassende Einrichtungen geschaffen, dank deren es gelang, die Bevölkerung vor Not zu schützen und gleichzeitig der Truppe eine ausreichende Beköstigung zu sichern. Fleisch war in Gestalt von Vieh und Wild in genügender Menge vorhanden, auf den Farmen auch Milch. Sehr knapp aber waren die zur Verfügung stehenden Borräte an Roggen- und Weizenmehl, die immer mehr durch Maismehl verlängert und bald ganz von diesem ersetzt werden mußten. Für später sollte auf die geringe Maisproduktion des eigenen Landes

zurückgegriffen werden, mit der wir, wenn die Ernte einigermaßen genügte, noch einige Monate weiter durchzuhalten hofften. Sehr knapp waren vor allem aber die Vorräte an Hafer, so daß das Schutztruppenkommando diese unangenehme Tatsache dauernd in Rechnung stellen und seine Operationen teilweise unmittelbar von ihr abhängig machen mußte. Kartoffeln gab es bei der Truppe anfangs — bis Dezember 1914 — in Form von Dörrikartoffeln, später nicht mehr bis zur Kapitulation. Auch mit allen übrigen Nahrungs- und Genußmitteln mußte in vorsichtigster Weise gespart und hausgehalten werden.

Daß bei dieser Lage der Dinge die sonst sehr gut und reichlich gepflegten Eingeborenen kurz, zum Teil recht kurz gehalten werden mußten, liegt auf der Hand. Diese an sich bedauerliche Maßregel war nicht zu umgehen, hat aber zweifellos die Stimmung unter den Eingeborenen der deutschen Bevölkerung gegenüber nicht gerade gehoben. Stellenweise begannen sie, besonders einige unruhige Geister unter den Herero, auf den Farnen jetzt schon ungemütlich zu werden. Nachdem einige Exempel statuiert waren, schien die beginnende Verfeuchung der schwarzen Volksseele fürs erste noch einmal hintangehalten und die Ruhe wieder hergestellt zu sein. Aber unter der Asche glimmte der Funke weiter; wir haben es später zu fühlen gehabt!

Alle unnötigen Esser, die sich noch im Lande aufhielten, ohne uns nützen zu können, wurden abgeschoben. Das waren vor allem Tausende von Ovambo, die auf den Diamantfeldern von Lüderitzbucht beschäftigt und mit Ausbruch des Krieges arbeitslos geworden waren. Sie mußten nun den weiten Heimweg antreten, von Lüderitz

bucht bis Djiwarongo auf der Bahn, von da zu Fuß, 300, 400, 500 km nach Norden bis in ihr Stammesgebiet; sie begriffen selbstverständlich nichts von alledem.

Das Geld war knapp. Der Gouverneur ließ kurzerhand neues drucken und gab für 5 Millionen Mark Schutzgebiets-Kassenscheine zu 5, 10, 20, 50 und 100 Mark aus, für die die Kolonialhauptkasse Deckung leistete. Sie kamen glatt in Umlauf und hielten sich in der deutschen Bevölkerung auch dann noch, als sie von Botha nach der Kapitulation nicht mehr als gesetzliches Zahlungsmittel anerkannt und außer Kurs gesetzt wurden.

Aber es gab noch anderes zu bedenken. — Südwest ist ein Land der Viehzucht. Sein ganzer Wohlstand, das ganze Vermögen des Farmers steckt zum allergrößten Teil im Rindvieh; und Vieh braucht Wasser, braucht Weide, braucht Hirten. — Viele Frauen waren tapfer genug, allein auf der Farm zurückzubleiben, um Haus und Vieh zu betreuen, während der Mann ins Feld zog — allein mit ihren Eingeborenen, von denen man einstweilen noch nicht mit Sicherheit voraussehen konnte, wie sie sich verhalten würden. Andere fühlten sich dieser Aufgabe nicht gewachsen und krochen bei Bekannten unter, wo der Mann aus irgendwelchen Gründen nicht mit ins Feld mußte. Sehr viele Farmen aber, deren Besitzer unverheiratet, waren mit deren Einziehung zur Truppe einfach verwaist. Auch hier griff das Gouvernement ein; die ergiebigsten Wasserstellen des Bezirkes wurden zu „Vieh-Sammelstellen“ ausersehen, und alles herrenlos gewordene Vieh (Tausende von Stücken Groß- und Kleinvieh) dorthin zusammengetrieben. Aber das Wasser war knapp und die Weide mäßig. Schon auf dem weiten Anmarsch

gingen viele wertvolle Stücke zugrunde; Tag und Nacht war das Brüllen der durstenden Ochsen zu hören und ging einem allmählich auf die Nerven.

Inzwischen gruppierte der Kommandeur der Schutztruppe, Oberstleutnant v. Heydebreck, seine Streitkräfte. — Die Aushebung der Mannschaften des Wehrdienststandes hatte trotz weitherzigster Handhabung des Begriffes „Felddienstfähigkeit“ mit Ach und Krach rund 3600 Mann ergeben; dazu kam noch die aktive Truppe mit etwa 1800 Mann, so daß unsere bewaffnete Macht in ihren besten Tagen etwa 5400 Mann stark war. Nach den letzten amtlichen Ermittlungen vor dem Kriege belief sich die gesamte Einwohnerzahl des Schutzgebietes an Weißen — einschließlich der Frauen und Kinder sowie der aktiven Schutztruppe — auf etwa 15 000 Köpfe. Es waren demnach rund 35 v. H. der gesamten deutschen Bevölkerung zum Heeresdienst eingezogen. — Von den einberufenen Mannschaften mußte zunächst eine ganze Anzahl wieder entlassen werden. Ein Teil der Leute war körperlich tatsächlich den Anstrengungen eines afrikanischen Feldzuges nicht gewachsen; andere mußten zur Feldbestellung nach Hause geschickt werden, damit wenigstens die kommende Maisernte für die Ernährungsfrage in Rechnung gestellt werden konnte.

So schrumpfte unsere Armee schon vor Beginn der Feindseligkeiten auf etwa 5000 Köpfe zusammen. Aber auch diese waren keineswegs alle Kampftruppen. Von ihnen waren noch in Abrechnung zu stellen: Verkehrstruppen, Funker, Feldpostpersonal, Meldeämter und Bezirkskommando, Stäbe, Kranke und Sanitätspersonal, Grasposten, Grenzschutztruppen u. a. m. Dazu kam endlich eine erhebliche Anzahl von Mannschaften für den (mangels

genügender Eisenbahn- und Telegraphenverbindungen) außerordentlich zeitraubenden Etappendienst, Ortsbesatzungen sowie Detachements zur Bewachung der Funkstationen und der Gefangenenlager. Somit kamen als eigentliche Streitmacht nicht mehr als 3500 Mann in die Front. — „Die“ Front! Es waren drei Fronten, zunächst wenigstens: eine an der Südgrenze, eine vor Lüderigbucht, eine vor Swakopmund; eine vierte gegen Portugiesisch-Angola und eine fünfte gegen die Bastards kamen im Verlaufe der Ereignisse hinzu.

Die aktive Schutztruppe hatte in Friedenszeiten eine nominelle Stärke von 1967 Köpfen, die sich nach Abzug der regelmäßig nach der Heimat Beurlaubten auf durchschnittlich 1800 Mann verminderte. Sie bestand abzüglich der Sonderverbände aus berittener Infanterie und Artillerie, und zwar: neun Kompagnien zu je drei Zügen, worunter ein Maschinengewehrzug, und drei Batterien zu je vier Gebirgsgeschützen; die Kopfzahl der Kompagnie betrug durchschnittlich 140, die der Batterie 120 Mann. — Jetzt wurde eine große Zahl von Neuformationen aufgestellt. Es entstanden „Abteilungen“ und „Regimenter“, es entstanden Reserve- und Ersatztruppenteile, es gab ein „Kommando der Besatzungstruppen“, eine „Etappe Nord, Süd und Mitte“, Ortsbesatzungen u. a. m. Die „Regimenter“ waren zum großen Teil nicht einheitlich zusammengestellt und enthielten vielfach Infanterie und Artillerie nebeneinander.

Dem Kommandeur stand als Generalstabsoffizier Hauptmann Wed zur Seite. An Stabsoffizieren befanden sich außer dem Kommandeur zu Kriegsbeginn bei der aktiven Truppe die Majore Franke, Ritter, Bauscus

und Kappard. Nach ihnen wurden die „Abteilungen“ benannt, die vergleichsweise also etwa unseren „Heeresgruppen“ entsprechen würden — schade, daß jede nur etwa 800 bis 1000 Mann stark war. Die „Regimenter“ mußten demzufolge etwa wie Armeen bewertet werden, die einzelnen Kompagnien und Batterien wie Korps; mit kleineren Formationen gaben wir uns nicht ab. — Im gegnerischen Lager scheint man bis zu den allerletzten Tagen des Feldzuges nicht geahnt, jedenfalls nicht mit Sicherheit gewußt zu haben, welche kümmerliche Zahlen sich hinter den vielversprechenden Namen unserer Neuformationen verbargen. Es ist mir von englischen und bairischen Offizieren wiederholt gesagt worden, unsere Streitkräfte würden auf 15 000 bis 18 000 Mann geschätzt. Noch wenige Tage vor der Kapitulation bezifferte Botha unsere Zahl auf 6000.

Die im Lande lebenden österreichisch-ungarischen Reserveoffiziere traten in treuer Waffenbrüderschaft sofort bei der Schutztruppe ein und haben uns wertvolle Dienste geleistet.

Das Sanitätswesen lag in Händen von Generaloberarzt Dr. Berg. Es wurden Feldlazarette aufgestellt und die Typhusimpfung durchgeführt.

An Artillerie standen alles in allem zur Verfügung: drei Gebirgsbatterien zu je vier Geschützen, zwei Batterien 96er neuer Art zu vier Geschützen, eine Batterie 96er alter Art zu sechs Geschützen, eine Batterie leichte 10-cm-Feldhaubitzen zu vier Geschützen; endlich einige Revolverkanonen und andere Instrumente älterer Konstruktion, denen ein nennenswerter Gesichtswert nicht mehr beizumessen war. Die Haubitzbatterie konnte in dem tiefen Sande nur durch Ochsen gespanne vorwärts gebracht

werden und war damit zu einer Unbeweglichkeit verurteilt, die im Bewegungskrieg gleichbedeutend mit Untätigkeit werden mußte. Sämtliche Kanonenbatterien waren auf direktes Schießen angewiesen. Erst im März 1915 konnte durch Hauptmann v. Münstermann (damals Führer der ersten Gebirgsbatterie), der sich mit seinem Waffenmeister zusammen in den Stavi-Werkstätten bei Ufakos selbst einen Richtkreis herstellte, zum indirekten Feuern übergegangen werden. Bis dahin wurde offen aufgeföhren.

Munition scheint für Infanterie und Maschinengewehre in ausreichender Menge vorhanden gewesen zu sein. Artilleriemunition war äußerst knapp und mußte vorsichtig gespart werden. Die erste Gebirgsbatterie hat durchschnittlich pro Gefecht 250 bis 400 Schuß abgegeben, jedes Geschütz also höchstens 100 Schuß; die anderen Batterien nicht mehr.

An sonstigen „Kampfmitteln“ standen noch zur Verfügung: drei Automobile mit äußerst dürftiger Vereifung, für die keinerlei Ersatz beschafft werden konnte, zwei fahrbare Funktürme und zwei klapperige, unbewaffnete Flugzeuge. Diese waren erst kurz vor Ausbruch des Krieges im Schutzgebiet angekommen, bei seinem Beginn noch mit Probeflügen beschäftigt und eigentlich von Anfang an nicht kriegsverwendungsfähig. Dazu kam, daß im Lande keinerlei Ersatzteile vorhanden und auch nicht zu beschaffen waren; ein gesplitteter Propeller wurde mit Mühe ergänzt. So setzte sich denn die Tätigkeit der beiden Flieger (des Oberleutnants v. Scheele und des österreichischen Leutnants d. R. Fiedler) aus einer kleinen Reihe von Flügen und einer unendlichen Reihe von Reparaturen zusammen, und es

ist nur ihrer unermüdblichen Energie zu danken, wenn sie uns trotzdem wertvolle Dienste geleistet haben.

Das Schutzgebiet war vom ersten Tage des Krieges an vollständig blockiert. Abgeschlossen von der ganzen Welt, abgeschlossen von allem, was zum Kriegsführen am unentbehrlichsten ist — Menschen, Munition, Geld, Mehl —, war es in seiner sonnedurchglühten wasserlosen Armut vollständig auf sich selbst angewiesen, auf seine dürftigen Vorräte und seine eigene kärgliche Produktion. 835 000 Quadratkilometer Land mit 2900 km Grenze (ohne die Küste!) — dazu 5000 Mann, 30 kleinkalibrige Geschütze, zwei Flugzeuge, drei Autos, drei Bahnstrecken; wenig Lebensmittel, wenig Munition, sehr wenig Wasser — aber ungeheure Entfernungen. Im Süden und Osten Engländer oder Buren. Im Norden der Stamm der Dyambo und die Portugiesen, deren beider Haltung einstweilen nicht zu übersehen war. Vor der Küste englische Kreuzer, im eigenen Lande unsichere Elemente unter den Eingeborenen (Hottentotten, Bastards, Herero). — Das war die Lage; sie war nicht gerade rosig. — Aber noch hatte der Tanz nicht begonnen.

Botha.

Der August war dahingegangen, ohne daß es zu Feindseligkeiten oder auch nur zu einer Klärung der Lage gekommen wäre.

Anfang September endlich warf Botha die Maske ab. In einer stürmischen Parlamentsitzung, in der es große Worte von Loyalität gegen England und anderen schönen Dingen regnete, wurde der Angriffskrieg